

## Jazz erst recht

Ein Musikfestival kehrt zurück – mit mehr Publikum als gedacht

Im Corona-Herbst des vergangenen Jahres ist eine weitere lange Tradition abgerissen: Auch das Jazzfest der Jazzmusikerinitiative München fiel aus. Seit mehr als 30 Jahren war und ist das die einzige Gelegenheit für die heimische Jazzszene, sich geballt, eben im Festivalformat, zu präsentieren. An der Geschichte dieser Veranstaltung kann man gut sehen, wie sehr der Jazz stets um seinen Rang kämpfen musste. Von der Stadtspitze lange ignoriert und nur vom Bezirksausschuss gefördert, gehörte auch die Standortsuche chronisch dazu. Lange Jahre der Wanderschaft bedurfte es, bis die „Selbsthilfegruppe“, also das inzwischen seit vielen Jahren unter der Leitung des Pianisten Andi Lutter werkende Veranstalterteam im Gasteig, also dem städtischen Kulturzentrum, seine Heimat und mit dem Kulturreferat, dem Bayerischen Rundfunk und einigen Sponsoren zuverlässige Partner fand.

### DAS IST SCHÖN

Nun ist das Jazzfest also tatsächlich in die 32. Ausgabe gegangen, wohl zum vorerst letzten Mal in der Black Box des Gasteigs. Ein wichtiges Signal in Zeiten, in denen es die immer noch wachsende Zahl exzellenter Jazzler immer schwieriger hat, schon alleine wegen den eher nachlassenden Gelegenheiten, auftreten zu können. Kurioser Funfact: War das Ganze ursprünglich nach der 3-G-Regel mit Abstand, Maskenpflicht und Kapazitätsbeschränkung auf 80 Besucher geplant, so ist durch die 2-G-Pflicht nun alles anders. Die Pandemiebekämpfung erlaubt jetzt volle Kapazität und keinen Abstand mehr. „Obwohl wir uns überhaupt nicht freuen über die Benachteiligung der Ungeimpften“, befindet Lutter, „sind das andererseits fast gute Nachrichten: genügend Plätze und keine Maskenpflicht“.

Was auch für das Finale an diesem Samstag gilt. Wie schon in den vergangenen Jahren wird der Münchner Rahmen da gesprengt: Nach den heißesten jungen Locals (das Valentin Renner Sextett unter anderem mit Bastien Rieser, Anton Mangold und Nils Kugelmann) darf man ein Wiedersehen feiern: Der Gitarrist Martin Scales, viele Jahre lang ein Fixstern der Münchner Szene, bevor er nach Frankfurt zog, kehrt mit seinem Trio in die alte Heimat zurück. Eine kernige „french connection“ ist das, mit Jean-Yves Jung an der Hammondorgel und Jean-Paul Höchstädter am Schlagzeug. Den Rauschweifer machen schließlich Berliner Gäste, das TAB Collective mit den großartigen singenden Frontleuten Pat Appleton und Ken Norris. Es ist Platz genug da, um noch kurzfristig vorbeizuschauen. Und das ist schön. OLIVER HOCHKEPPEL

## Staatsgalerie öffnet wieder

**Neuburg an der Donau** – Am Dienstag öffnet nach gut einjähriger Schließung wegen der Erneuerung der sicherheitstechnischen Anlagen die Staatsgalerie Neuburg an der Donau wieder. Dann sind die historischen Räume in der Residenz wieder zu sehen und die Werke der Flämisches Barockmalerei, der diese Galerie – eine der zwölf Zweigstellungen der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen – gewidmet ist. Die „Vier Jahreszeiten“ von Jan Brueghel d. Ä. und Hendrik van Balen kehren aus München zurück, wo sie in der Alten Pinakothek ausgestellt waren. Ebenso die Werke von Dycks, die 2019 für ein Forschungsprojekt nach München gebracht worden waren. Das Bildnis von Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, bislang als Werkstattarbeit eingeschätzt, gilt nun als eigenhändiges Werk von Dycks und ist hier wieder zu sehen. LYN

# Ende des Dornröschenschlafs

Michael Beck, der neue Vorsitzende der Olaf-Gulbransson-Gesellschaft, will mehr Besucher in das kleine Tegernseer Museum locken. Er setzt auf große Namen und zeigt derzeit Marc Chagall

VON SABINE REITHMAIER

Was hat Marc Chagall mit Olaf Gulbransson gemeinsam? Nichts, sagt Michael Beck, eine Beziehung zwischen den beiden gebe es nicht. „Außer dass beide tolle Künstler sind.“ Warum stellt er dann den französisch-russischen Maler im Museum des *Simplicissimus*-Zeichners am Tegernsee aus? „Um hier mehr Besucher reinzulocken. Chagall ist ein Name, der zieht.“

Das tut er tatsächlich. Mehr als 14 000 Besucher haben die Ausstellung, in deren Mittelpunkt die prächtigen 42 Blätter des „Daphnis & Chloé“-Zyklus stehen, schon gesehen. Daher fühlt sich Beck, im November 2020 zum neuen Vorsitzenden der Olaf-Gulbransson-Gesellschaft gewählt, sehr bestätigt in seinem Ansatz, die bisherige Begrenzung des kleinen Museums auf Zeichnung und Karikatur aufzugeben und berühmte Namen zu zeigen. „Dass das funktionieren könnte, habe ich schon kapiert, als ich hier vor zwei Jahren ‚Beck trifft Nolde‘ machte“, sagt er. Die Schau war mit 6500 Gästen die bis dahin erfolgreichste aller Ausstellungen des Hauses. Chagall toppt das aber locker. „Wir hatten Schlangen vor dem Museum“, sagt Beck, im Hauptberuf Galerist in Düsseldorf, und schwärmt davon, wie toll er es findet, in Tegernsee etwas zu gestalten.

### Um an seltene Werke zu kommen, „zapft“ Beck befreundete Sammler an

Einen privaten Bezug zu Chagall findet er aber dann doch noch. Über seinem Kinderbett hing jahrelang dessen Lithografie „Quai de Bercy“ mit einer schwebenden Frauengestalt, von der er sich beschützt fühlte. Zum Glück für das Museum stand dieses Bett in Tegernsee. Beck wurde hier 1963 geboren als Sohn des Malers Herbert Beck, einem Verehrer Noldes und selbst hoch angesehen wegen seiner Aquarelle. 1948 war der Vater von Leipzig an den Tegernsee geflüchtet. Ein Jahr später gründete er mit Gulbransson und zwei anderen Künstlern die Tegernseer Kunstaustellung. Inzwischen ist eine Parkanlage nach ihm benannt.

Der Sohn verließ den Ort in jungen Jahren, um sich in einer Dortmunder Galerie zum Kunsthändler ausbilden zu lassen. Nach zwei Jahren als Assistent in einer Münchner Galerie studierte er Kunstgeschichte am Christie's Education, dem Institut des Auktionshauses in London, kehrte nach Dortmund zurück und entschied sich 1994 für den Sprung in die Selbständigkeit, erst in Leipzig, dann in Düsseldorf mit zeitweiligen Dependancen in New York und Wien. Sein Netzwerk nach 27 Jahren als Galerist ist riesig. Anders als seine Vorgänger ist Beck entschlossen, in seinem Ehrenamt aktiv als Kurator zu wirken und das Museum, eine Zweiggalerie der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen, aufzumöbeln. Letzteres ist wörtlich zu verstehen. Beck hat in den schwierig zu bespielenden unterirdischen Räumen des Hauses sofort das Labyrinth an Stellwänden beseitigt, einen großen Saal geschaffen und Sitzbänke aufgestellt.

Unkompliziert beschreibt er auch seine Arbeitsweise: „Ich zapfe befreundete Sammler an, denen ich Bilder verkauft habe oder von denen ich weiß, dass sie Arbeiten besitzen.“ Das Vorgehen bescherte dem Museum neben dem Farblithografie-Zyklus weitere 20 Arbeiten Chagalls, Bilder, die, weil im Privatbesitz, bislang kaum oder nie ausgestellt waren. Darunter ein beeindruckendes Ölgemälde aus der Sammlung von Hubert Burda. Sein Vater Franz hatte das „Brautpaar mit Hahn“ direkt beim Künstler in Saint-Paul de Venise gekauft. Acht Jahre, von 1939 bis 1947, hat Chagall an dem Bild gearbeitet. Das Fe-



Chagalls Gemälde „Über den Blumen“ (1928-30) stammt aus einer Privatsammlung. Bis zur Ausstellung in Tegernsee sei es verschollen gewesen, sagt Michael Beck, Galerist und Kurator der Schau. FOTO: PRIVATSAMMLUNG, VG BILD-KUNST, BONN 2021

derkleid des Hahns ist flammend rot, die Miene der Braut entsetzt, die winzige, maskierte Gestalt vor den Häusern wirkt bedrohlich. Chagall, verfolgt als entarteter und zudem jüdischer Künstler, hat vieles in diese Arbeit gepackt. 1941 schaffte er in letzter Sekunde dank einer Einladung des Museum of Modern Art den Abbruch in die USA. Dort im Exil starb seine heiß geliebte erste Frau Bella; er kehrte 1947 nach Frankreich zurück.

Ein anderes großes Ölgemälde mit dem Titel „Über den Blumen“ galt bis zur Tegernseer Ausstellung nach Angaben Beckes sogar als verschollen. Die Erben hatten es in einem Depot eingelagert. „Der Mann rief mich an, als er von der Ausstellung hörte, und brachte das Bild vorbei.“ Eine Entdeckung auch das Skizzenbuch, das verdeutlicht, wie erschüttert Chagall über die Tragödien in Europa und vor allem in seiner Heimatstadt Witebsk gewesen sein muss. Das Büchlein setzt 1938 ein, enthält neben Zeichnungen auch kurze Texte und reicht in die Jahre des Exils hinein. Idyllisches ist darin nicht zu finden. Doch es ist bemerkenswert zu beobachten, wie Chagall eine einzige Skizze als Vorlage für eine ganze Serie von großen Gemälden zum Thema Krieg und Kreuzi-



Michael Beck  
FOTO: MICHAEL DANNENMANN/  
BECK & EGGLING INTERNATIONAL FINE ART

gung nutzte. Leider sind der Großteil der Zeichnungen nur im Katalog zu sehen.

Apropos Katalog: Beck hat früh einen eigenen Kunstverlag gegründet und inzwischen mehr als 160 Bücher verlegt; der eigens für die Ausstellung konzipierte dicke Chagall-Band ist nur eines davon. Vom Skizzenbuch wusste der Galerist überein, weil er es drei Jahre zuvor an eine Privatsammlung verkauft hatte. Und vom 1961 erschienenen „Daphnis & Chloé“-Zyklus, einem Hauptwerk der Chagallschen Buchillustrationen, präsentiert Beck kei-

nes der 250 nummerierten Exemplare, sondern eine der 20 Vorzugsausgaben, nämlich jene, die der Künstler seinem Drucker Charles Sorlier widmete.

Dass die Ausstellung nicht auf einem zwingenden Konzept basiert, ist Beck bewusst, stört ihn aber nicht. „Ich habe das zusammengetragen, was ich zusammenbringen konnte.“ Hauptsache, die Besucher kommen. „Und wer Chagall anschaut, geht auch in die Dauerausstellung.“ Für das nächste Jahr plant er den nächsten Blockbuster: „Mit Leidenschaft gesammelt: Werke aus Privatbesitz von Renoir bis Jawlensky“. Lauter Einzelwerke der klassischen Moderne: Beckmann, Marc, Münter, Kandinsky, Modersohn-Becker – die Zusagen der Leihgeber hat er schon. 2023 sollen der Hausherr „and friends“ anlässlich seines 150. Geburtstags im Mittelpunkt stehen. Wobei es Beck völlig falsch findet, Gulbransson zu sehr in die *Simplicissimus*-Ecke zu drängen. 2024 ist dann Ernst Ludwig Kirchner dran. Und irgendwann auch August Macke. Der hat schließlich ein Jahr lang in Tegernsee gelebt.

**Marc Chagall: Eine Liebesgeschichte.** Daphnis & Chloé und andere Werke, bis 9. Jan., Di-So, 10-17 Uhr, Olaf-Gulbransson-Museum Tegernsee

## Alte Liebe

Sir Simon Rattle dirigiert Gustav Mahlers Neunte

**München** – Nicht jeder Konzertsaal hat Gustav Mahlers Symphonien sofort die Türen geöffnet. Seine Weltanschauungsmusik steht provokant quer zur Tradition. In München nahm man das nicht anders wahr, auch wenn zwei Mahler-Symphonien hier uraufgeführt wurden: die Vierte (ein Desaster), die Achte (ein Triumph). Während der NS-Zeit wurde der jüdische Komponist dann vollends von den Spielplänen gestrichen, die Ächtung wirkte bis weit in die Nachkriegsjahre.

Auch das 1949 gegründete Sinfonieorchester des Bayerischen Rundfunks hielt Mahler zunächst auf Distanz. Der nicht leicht zu erschreckende erste Chefdirigent Eugen Jochum vertraute lieber Bruckner (homogener, katholischer). Nur sein heute wenig bekannter Assistent Jan Koetsier hat sich an den Stücken versucht. In den Fünfzigerjahren war das edel, ein Wagnis, doch ohne Wirkung. Mit Rafael Kubelík sollte sich das ändern. Seine 1967 begonnene Gesamtaufnahme der Symphonien – die erste eines deutschen Orchesters – ist Teil des Mahler-Booms, von der 1911 gestorbene Komponist beunruhigend genau vorhergesehen hatte: „O, könnt ich meine Symphonien 50 Jahre nach meinem Tode uraufführen!“ In Kubelík hatte er einen starken Fürsprecher, der einen vitalen, schlanken Mahler hören ließ, weniger den Welt-schmerz-Patienten als einen böhmischen Landsmann und Kollegen.



Diese Mahler-Tradition ließ den BR-Hauptabteilungsleiter Jürgen Meyer-Josten den ingeniosen Kirill Kondraschin als Nachfolger Kubelíks nach München rufen. Allein, Kondraschin starb vor Amtsantritt und Colin Davis hat Mahler dann zwar nicht vermieden, aber auch nicht zum Schwerpunkt gemacht. Anders sah es bei Lorin Maazel aus, der den inzwischen Kanonisierten an den Schluss seiner BR-Jahre setzte. Unmittelbar vor Ende seiner Amtszeit 2002 präsentierte Maazel einen Mahler-Block, respektabel in seiner Präzision und Vehemenz.

Mariss Jansons dann stellte das Prozesshafte des Werks aus, ein von den Möglichkeiten des Orchesters ausgehendes Werden, so energisch wie transparent. Es gibt eine erkennbare Mahler-Tradition der BRSO-Chefs, die sie etwa von den zuverlässigen Ekstase-Produzenten Bernstein und Solti unterscheidet. Mahler ist hier realistischer, natürlicher. Was passiert, wenn auf die gewachsene Tradition eine anderswo erprobte Mahler-Sicht trifft? Das lässt sich am Fall Simon Rattles erfahren. Mit Mahlers Sechster debütierte der junge Mann aus Liverpool 1987 in Berlin, mit der Sechsten verabschiedete er sich, weißhaarig, als die Philharmoniker sein Orchester waren. Längst hat er alle Mahler-Symphonien mit diversen Orchestern aufgenommen – reichhaltige Diesseits-Visionen. Zur Neunten kehrt er nun zurück am Freitag, 26. November, und greift damit neben der Mahler-Liebe seines neuen Orchesters noch eine weitere Tradition auf. Der Erlös des Konzerts in der Isarphilharmonie kommt dem von Jansons mitbegründeten SZ-Adventskalender-Projekt „Musik für alle Kinder“ zugute. PAUL SCHÄUPELE

**Adventskalender für gute Werke der Süddeutschen Zeitung e.V.**  
Stadtparkstraße München  
IBAN: DE86 7015 0000 0000 6007 00  
BIC: 5SKMDE33XXX  
www.sz-adventskalender.de  
www.facebook.com/szadventskalender

### KURZKRITIK

## Wehmut

Das Jewish Chamber Orchestra im Volkstheater

**München** – Es war ein Abend im neuen Volkstheater, an dem das Jewish Chamber Orchestra München unter seinem Dirigenten Daniel Grossmann mit dem souveränen Meistercellisten Wen-Sinn Yang eine Reihe ironisch-melancholischer auch schmerzlich-leiser Musikstücke von Davis Popper, Leone Sinigaglia, Robert Schumann, Leó Weiner und Mieczyslaw Weinberg spielte und dabei eine insgesamt wunderbar nachdenkliche, geradezu intime Stimmung schuf. In die passten die Vortragenden Gesine Cukrowski und Götz Otto, die aus den jeweiligen autobiografischen Erinnerungen von Elisabeth Bergner und Fritz Kortner so einfühlsam und einnehmend lasen, dass die beiden Theaterlegenden, die in den Zwanzigerjahren vor allem in Berlin größte Triumphe feierten, bevor sie dem Naziterror entfliehen mussten und zum Glück konnten, gewissermaßen zum Leben erweckt wurden.

„Erlaubst Du wohl, Dir ein Geschichtchen zu erzählen?“ wird an neun Stationen in Deutschland, von Hamburg bis Berlin, präsentiert. Die Veranstaltung gehört zu den Feierlichkeiten zum Gedenken an „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutsch-

land“. Sie sollte auch daran erinnern, dass der „Bund deutscher Volksbühnen“, wie Bernhard Müller, Geschäftsführer der Volksbühne München in seiner Begründung betonte, 1890 in Berlin vor allem von jüdischen Künstlern gegründet worden war. Die Mischung aus etwa der so virtuos wie zarten Serenade für Cello und Streichorchester von David Popper oder der geschmeidigen, kantablen Romanza des Italiens Sinigaglia und den Texten, in denen Bergner-Cukrowski und Kortner-Otto beschrieben, wie sie ihre unstillbare Leidenschaft fürs Theater entfalten und auch gegen skeptische Eltern durchsetzen, berührte unmittelbar. Es war, als führe die Musik gleichsam den Gedankengang der Erzählungen der beiden unvergessenen Schauspieler fort. Umgekehrt schien die Musik manchmal die Vorlesenden unmittelbar zu inspirieren. Riesenbeifall für einen Abend voller Nachdenklichkeit und voll von jenem Schmerz, der Bergner und Kortner erfüllte, als sie nach der Barbarei ins Land der Täter zurückkehrten. Davon tönte auch Weinbergs Concertino, das Wen-Sinn Yang so nobel wie klar gelang. HARALD EGGBRECHT

## Unterschiede

Die Philharmoniker unter Zubin Mehta

**München** – Unterschiedlicher als mit George Crumbs „Ancient Voices of Children“ für Sopran, Knabensopran und Kammerensemble sowie Richard Strauss' „Sinfonia domestica“ können Programmhälften nicht gestaltet sein. Crumbs Musik ist filigran, so wird beim Konzert der Münchner Philharmoniker mit Ehrendirigent Zubin Mehta in der Isarphilharmonie nur ein kleiner Halbkreis im Bühnenvordergrund bespielt, während im Hintergrund schon die Phalanx der Kontrabässe lehnt, die die Opulenz nach der Pause erahnen lässt. Doch haben beide Werke eins gemeinsam: ihre Instrumentationskunst, die in riesigen Partituren verwirrt ist – bei Strauss riesig in der Besetzung, bei Crumb riesig im Papierformat, auf dem Noten wie eine Grafik angeordnet sind. Sogar eine Chorenographie (etwa Knabensopran aus dem Off, der auf vorbestimmtem Pfad zum Flügel schreitet) ist festgelegt.

Crumbs Musik ist dabei geradezu liebevoll auf ästhetischen Klang bedacht: wenn Sopranistin Mojca Erdmann in den Flügeln geubigt singt, um dessen Resonanzraum anzuregen, wenn sich drei Per-

kussionisten zu sanftem Zusammenspiel um die Marimba versammeln und gesungene Akkorde einstreuen oder wenn sich ein auf kleinem Podest thronendes Spielzeugklavier nicht als bloßer Gag, sondern als musikalisch schlüssige Bereicherung entpuppt. Das ist nie harsch, stets lebendig und präzise musiziert.

Strauss' „Domestica“ ist angestammtes Terrain der Philharmoniker. Der Komponist hat hier das häusliche Leben seiner Familie (Frau Pauline, Sohn Franz) zum Inhalt einer aus allen Nähten platzenden programmatischen Tondichtung gemacht. Diese Riesen-Hausmusik, wenn man so will, gehört nicht zu Strauss' konzentriertesten Kompositionen und hat behäbig-selbstzufriedene Momente. Doch wäre Strauss nicht der Orchester-magier, der er ist, hätte er nicht schillernd transparente Klangreduktion und subtile Effekte untergebracht – auch herrliche Kantilenen der Solo-Violine. Die Philharmoniker, ihr Konzertmeister Lorenz Nasturica-Herschcowici und der mit Bedacht von seinem Dirigentenstuhl aus leitende Mehta spielen das in schönem Fluss. ANDREAS PERNPEINTNER

## Klassentreffen

Tanz von und mit Lajos Talamonti

**München** – Der Untertitel „Ein Ballett für fünf Ehemalige“ ist ein Etikettenschwindel. Denn Brit Rodemund tanzt noch immer und Martin Clausen hat noch nie. Nur die Ex-Mitglieder des Bayerischen Staatsballetts Christine Bombosch und Marc Geifels arbeiten mittlerweile als Sozialarbeiterin respektive Physiotherapeut. Sie genießt es, im neuen Beruf sie selbst sein zu dürfen; er, dem alten gesund entkommen zu sein.

„Alter Hase“ im Hoch X ist ein kleines Klassentreffen ehemaliger Eleven der Münchner Ballettakademie/Heinz-Bosl-Stiftung und eine Art Gala zum 38. Bühnenjubiläum des Berliner Performance-Tausendassass Lajos Talamonti, der in seiner ersten Tanzproduktion nach den eigenen Wurzeln greift: Nach neun Jahren voller Drill und Schweiß, auch wenn Rodemund die Positionen der vier (Ex-)Tänzer an der Stange so sanft nachjustiert, als leiste sie ein Achtsamkeitsseminar.

Systemkritische Ambitionen hat der Abend nur am Rande. In einer nachgestellten Interviewszene entschuldigt sich ein ehemaliger Ballett-Lehrer für seine Empathielosigkeit. Aktuelle Debatten zu

Machtmissbrauch oder Me-Too aber bleiben ausgespart. Es dominiert das Spielerische in dieser sympathischen Produktion, die den Charakter einer augenzwinkernen Selbstvergewisserung hat. In erster Linie für Talamonti selbst, der noch einmal als der begabte Bub, der er mal war, herumspringt und den Stolz auf seine (optisch noch immer) tollen Beine wie das leichte Bedauern über seine unzuverlässigen Pirouetten Revue passieren lässt.

Oft aber schaut er nur zu und schmunzelt leise. Etwa, wenn seine Ü-50-Gäste etwas redundante Spekulationen über sein Aufhören nach nur zwei Jahren an der Scapino Ballet Company Rotterdam anstellen: Salomonellen oder Sotatik? Bakterien oder Druck? Performancekritisch witzig wird es, wenn Martin Clausen die bunte Hasentruppe in ein animalisch schnüffelndes Menschenknäuel verwandelt. Und verblüfft ist, wie viel Tanz noch in diesen beidenswerten fitten, klassisch ausgebildeten Körpern steckt. Und sie lassen ihn raus und heben zwischen „Schwanensee“ und „Flashdance“ ab – an diesem gar nicht bitteren Abend über seinen Weg und ihren Preis. SABINE LEUCHT